Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 185

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RHEINTAL

Animal Farm Rheintal

Gar nicht wahrgenommen zu werden oder scheinbar nur verzerrt, darüber beklagen sich viele Grenzregionen. Das Rheintal im besonderen Mass. Da ist einmal die Wahrnehmung à la «Die Wilden im Osten». «Di rucha Siacha». Die, die einem Kind «Goasch» sagen, die, die an Hunden auch in der Bratpfanne Freude haben. Deutsche Fernsehteams fahren ins Grenzland, um hunde(fr)essende Leute zu interviewen. Solche Bilder wirken nach – über Jahrzehnte.

Die einen ärgern sich, dass sie auf das Klischee «ungehobelt» beschränkt werden, die anderen jammern über das Übergangen-Werden, beispielsweise über das Rollmaterial, das so alt ist, dass es die SBB angeblich fast nur noch im Grenzland zu Vorarlberg einsetzen. Nichtsdestotrotz macht man auch im offiziellen Rheintal das,

Die Rheintaler hätten auch Freude an Hunden in der Pfanne, sagt man. Bild: pd

was alle tun. Gemeinden und Wirtschaft setzen auf Standortmarketing. Teure Imagekampagnen. Man will den Ruf aufbessern, zeigen, dass man industriemässig und auch sonst spitze ist.

Mal ist es eine Broschüre, dann eine Medienorientierung in Zürich, Auftritte an internationalen Messen – was es wirklich bringt, kann niemand genau sagen. Umso erstaunlicher, dass es dann plötzlich Ereignisse gibt, mit denen die Ebene zwischen Appenzeller Hügeln und Rhein fast über Nacht im medialen Rampenlicht steht. Und das in letzter Zeit gleich mehrmals. Schweizweit, aber unfreiwillig. PR-Manager müssten ins Schwärmen geraten.

Und wieder hat es mit Tieren zu tun, einmal sind es Fische, das andere Mal ein Hund. Beides krude Geschichten, eigentlich «gölig». Da ist ein schwerreicher Putzmittelhersteller. Er kommt aus dem Ruhrgebiet ins Rheintal, lässt sich als Entwickler eines «Design-Fisches» (!), als Retter für Allergiker, als wirtschaftlicher Impulsgeber darstellen. Mit sieben Flüchen baut er mitten im Grünen eine Riesenanlage, pumpt Wasser aus über tausend Metern Tiefe herauf. Dass alles an einem dünnen Faden hängt, nimmt niemand wahr. Auch nicht, dass die Fische in Riesentrommeln gepfercht und bei lebendigem Leibe gekühlt und mit rotierenden Eisscherben entschleimt werden. Als der streitbare Patron dann seine illegale Tötungsmethode durchstieren will, stürzt das Millionen-Unternehmen wie ein Kartenhaus zusammen. Was bleibt, ist eine Ruine und die Tatsache, dass nun alle wissen, dass der Melander keine Sagengestalt, sondern ein Fisch ist.

Die zweite Geschichte: Ein Hund, der niemandem zu gehören scheint, kommt ins Tierheim, wird dort vom Tierschutzbeauftragten abgeholt und erschossen. Dann ein Sturm der Entrüstung, wie es ihn seit Jahren nicht mehr gegeben hat. Alle Medien berichten. Mehrere tausend Unterschriften. Köpfe sollen rollen. Böse Briefe «am Tüfel an Ohr ab». Anzeigen, Drohungen, und alle haben zu berichten: Gratisblätter, Boulevard bis «NZZ». Darunter auch Stimmen wie «typisch Rheintal».

Beide Geschichten sagen wenig über das Rheintal aus, jedoch viel über die Art, wie mit dem Rheintal umgegangen, mit welchen Augen auf das Tal geschaut wird. Doch die Frage, warum es immer Tiere sind, muss unbeantwortet bleiben.

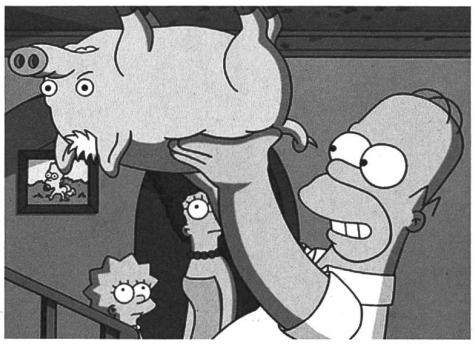
Auch im Kulturumfeld spielen bei der jüngsten Geschichte, die über das Rheintal hinaus auf Resonanz stösst, Tiere eine Rolle. Silvan Köppel, Rheintaler durch und durch, aber wenige hundert Meter über der Grenze wohnend und deshalb in Ausserrhoden steuerpflichtig, hat seine Rechnung so beglichen, dass er 8850 Franken Münz einbetoniert hat. Der Klotz mit der Kohle dient als Sockel für zwei Tiere: Geier und Schimmel. Egal ob es die Tiere sind oder die Idee, von den Steuerbehörden Arbeit – nämlich das Geld aus dem Beton zu meisseln – zu verlangen. Auch diese Aktion wird als «typisch rheintalisch» abgehakt. Tier sei Dank. Das Rheintal wird halt doch wahrgenommen.

MEINRAD GSCHWEND, 1958, **ist freier Umweltberater und Journalist in Altstätten.**

VORARLBERG

Kein Schwein steckt mich an

Einige Jahre lang war ich jeden Winter exakt eine Woche lang krank. Es begann immer mit einem unangenehmen Gefühl hinter den Augäpfeln und



Die Sau macht alle verrückt. Bild: pd

ging dann mit Gliederschmerzen, Frösteln, Halsschmerzen et cetera weiter, Fieber blieb aber aus. Ich lag apathisch auf dem Sofa und nahm Aspirin C, Wick MediNite und rezeptfreie Lutschtabletten. Es dürfte im Winter 1999 gewesen sein, als ich Zürcher Freunden am Telefon vom Auftreten dieser Symptome erzählte und sie mir darauf sagten, es gebe ein neues Medikament, das habe bei ihnen wahre Wunder bewirkt. Ich konnte es damals in Österreich nicht bekommen und hätte in der Apotheke in St.Margrethen ein Rezept gebraucht. Daraufhin schickten mir meine Freunde express eine angebrochene Packung, ich nahm das Zeug und fühlte mich von einem Tag auf den anderen wieder völlig okay. Das Mittel hiess Tamiflu und ich las in den nächsten Jahren mit gewissem Amüsement Artikel und Leserbriefe, die mehr oder minder heftig die Wirksamkeit dieses Medikaments anzweifelten.

Vor zwei Monaten recherchierte ich für den Gastronomie-Teil eines Buches über den Bregenzerwald und kam dabei ins nagelneue Sonne-Lifestyle-Resort in Mellau, einen eleganten Bau mit viel Glas und Holz, der mit dem Vorarlberger Holzbaupreis ausgezeichnet wurde. Neben dem langgestreckten Hotel steht ein Gasthaus mit Kachelofen, holzgeschindelter Fassade und Täfer in den Räumen: die eigentliche Sonne, wo das echte alte, ziemlich heruntergekommene Haus vollständig abgerissen und dann originalgetreu bis ins letzte Detail nachgebaut wurde. Das Hotel hat einer der Söhne der Mellauer «singenden Sonnenwirtin» hingestellt, der es in den USA zu beträchtlichem Reichtum gebracht hat; die Sonne war lange Jahre eines der bekanntesten regionalen Hotels gewesen, weil es 1972 die erste, klarerweise sehr stark frequentierte Disco im Bregenzerwald eingerichtet hatte. Zwanzig Jahre später musste es allerdings angesichts wirtschaftlicher Probleme, die mit neu erschlossenen Skigebieten fern von Mellau zusammenhingen, verkauft werden. Es verfiel, bis der jetzige Hotelmanager, ein Bregenzerwälder, der jahrelang Kreuzfahrtschiffe

gemanagt hatte, seinem alten Bekannten, dem erwähnten Sohn der ehemaligen Wirtin, vorschlug, das Haus abzureissen und ein neues Vier-Sterne-Plus-Hotel hinzustellen. Und das tat der in Mellau geborene und in den USA als Biochemiker tätige Dr. Norbert W. Bischofberger dann auch tatsächlich. Wenn man ihn googelt, findet man heraus, womit er so viel Geld gemacht hat – er ist der «Vater» von Tamiflu. Er war zwar nicht der Entdecker des eigentlichen Wirkstoffs, fand aber eine Möglichkeit, ihn in Tablettenform verfügbar zu machen, woraufhin dann Roche mit der Tamiflu-Produktion beginnen konnte.

In den aktuellen Artikeln, Leserbriefen und Postings zur Schweinegrippe, die derzeit unsere Gazetten und Internetportale füllen, gibt es immer noch ziemlich viele Beiträger, welche die Schweinegrippe zu einem wirtschaftlichen Coup der Pharmaindustrie erklären, wobei das Spektrum von Bedächtigen, die eine Panikmache um ein Virus, die sich vom üblichen nicht unterscheidet, konstatieren, bis zu Vollparanoikern reicht, die glauben, die Krankheiten würden von den Pharmafirmen absichtlich verbreitet, um Geschäfte mit den Gegenmitteln zu machen. Und vor ein paar Tagen sagte ein Radiomoderator auf die Frage einer Hörerin, ob man sich durch den Verzehr von Schweinefleisch mit Schweinegrippe anstecken könne, lediglich, das sei «nicht sehr wahrscheinlich». Es ist aber in Wirklichkeit unmöglich, ausser natürlich, ein Infizierter hat einem im Wirtshaus aufs Schweinegulasch geniest. Da ich in einem Alter bin, wo man nach Expertenmeinung gegen den Typus des H1N1-Virus bereits vor langem immunisiert worden sein dürfte, denke ich mir «Kein Schwein steckt mich an, kein Virus interessiert sich für mich.»

KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller,
Kolumnist und Übersetzer.

TOGGENBURG

Lieber gemeinsam stinken

Immer wieder passiert es mir, dass ich überparfumiert ins Kulturleben eintauche. Früher nämlich musste man sich doppelt so stark bespritzen wie heute, um nach drei Stunden Ausgang noch eher als Mensch denn als geräucherter Landjäger wahrgenommen zu werden. Seit die Ostschweizer Clubs und Restaurants rauchfrei sind, sei die Parfum-Dosis vorsichtig gewählt. Wegen der chaotischen Raucherregelung des Kantons St.Gallen herrschen je nach Ausgangsziel andere Duftregeln. Mal wird geraucht, mal nicht, mal nur abends, mal nur in Fumoirs und an gewissen Orten nur draussen vor der Türe. Vielleicht gewinnt bei all diesen Regelungen die Gesundheit, oder man muss ein T-Shirt einmal weniger waschen, weil es nicht nach Rauch duftet. Die «Regulitis» hat aber vor allem die Qualität des Nachtlebens vernichtet. Zum Beispiel das gemütliche

Hand aufs Herz: Rauchen macht Spass. Bild: pd

Beisammensein in einem Restaurant, bei dem nicht plötzlich der Raucher mit einer faulen Ausrede aufsteht und sich ins Freie verdrückt. Oder das Feierabend-Bier mit einer Zigarette, bei der man den Tag zufrieden ausklingen lassen kann.

Egal ob bei einem guten Jazz-Konzert, an einer Party oder einem Dorffest: Die Rauchverbote sind der Stimmungs-Drücker schlechthin im aktuellen Kulturleben. An gewissen Abenden sieht man seine rauchenden Freunde kaum, weil sie abgeschottet in Fumoirs oder im Freien paffen. Derweil bleibt der Hauptraum halb leer, weil die Glimmstengel-Fanatiker unter sich bleiben. Ausserdem sind die Nachbarn genervt, weil der Lärm im Freien wesentlich zugenommen hat. Von den Umsatzproblemen ganz zu schweigen, die in vielen kleinen Kneipen und Bars offensichtlich sind.

Derweil muss man allerhand andere Düfte über sich ergehen lassen. Je länger und intensiver die Party gefeiert wird, umso mehr kommen menschliche Düfte wie Schweiss oder Fürze bestens zur Geltung. Verlässt man heute ein gutbürgerliches Restaurant, riecht man zwar nicht mehr nach Rauch, dafür nach Frittieröl.

Als Nichtraucher setzte ich mich deshalb dafür ein, dass in Restaurants, Bars und Clubs zumindest abends wieder geraucht werden darf. Die Regulations-Wut wird uns eines Tages kränker machen als jeder genussreiche Glimmstengel. Drum liebe Raucher, kommt wieder zu uns und feiert mit uns. Lieber gemeinsam stinken als gar keinen Spass mehr haben.

ANDREAS ROTH, 1983,
lebt in Wildhaus und arbeitet
bei Snowland.ch und
der Klangwelt Toggenburg.

WINTERTHUR

Der Lagerplatz

Am prominentesten platziert im soeben erschienenen Winterthurer Jahrbuch ist der Lagerplatz. Höchste Zeit also, auch die «Saiten»-Leserinnen und -Leser über die Ereignisse ins Bild zu setzen. 2006 organisierten wir die Gründungsversammlung des Arealverein Lagerplatz. Im gleichen Jahr wurde von Sulzer Immobilien über die vorgesehene Testplanung und den daraufhin folgenden Verkauf des Platzes informiert. Es drohte das Aus für die Zwischennutzung auf dem Lagerplatz, die von Sulzer als «Übergangsnutzung zur Imagebildung» bezeichnet wurde. Für neunzig Mieter – neben Ateliers und Übungsräumen auch viele KMU – hätte das die Kündigung bedeutet. Viele davon wollten aber mehr sein als ein unfreiwilliger Imageträger.

Der Verein machte eine Umfrage und rief eine Projektgruppe ins Leben. Im Juli 2007 wurde mit der alternativen und nachhaltigen Pensionskasse Abendrot aus Basel eine potentielle Investorin gefunden. Die Verhandlungen zogen sich über siebzehn Monate hin. Der Arealverein musste sich still verhalten und durfte die Verhandlungen nicht stören. Dies fiel uns nicht immer leicht. Erst nachdem Testplanung und eine Untersuchung der Altlasten abgeschlossen waren, konnte der «Landbote» Anfang Januar 2009 titeln, dass die Stiftung Abendrot den 46'000 Quadratmeter grossen Lagerplatz kauft. Für die Mieter bedeutet dies, dass ihre bis 2010 befristeten Mietverträge nun weiterlaufen. Einige hätten wohl kaum zu prophezeien gewagt, dass so etwas möglich sein würde – ein grosser Erfolg für viele «Kleine».

Der Kauf durch die Stiftung Abendrot ist aber nicht das Ende, sondern der Anfang der Geschichte. Im September 2009 lud die Stiftung zur Zukunftskonferenz. 120 Personen – Mieter, Nachbarn, Vertreter der Stadt, von Sulzer Immobilien und der Stiftung Abendrot – nahmen teil. Es ging um die Frage, wie das Biotop Lagerplatz erhalten und weiterentwickelt werden könnte. Die unzähligen Ideen wurden in Arbeitsgruppen bearbeitet und Anfang November präsentiert. Die Vorstellungen der Mieter und der Stiftung decken sich über weite Strecken: Das Biotop Lagerplatz soll in einer Zentrumszone mit hohem Investitionsdruck weiterhin ein ausgleichendes

Rettendes Abendrot. Bild: Elen Rolih

Musik und Wein

Jetzt profitieren!
Der Gutschein gilt für alle Weine, CDs und Geschenkpakete.

amiata-
Kennenlern-
Gutschein
CHF 15.–
Gültig bis 31.12.2009

Ab einem Einkauf von CHF 100.–
Pro Haushalt ein Gutschein. Nicht kumulierbar.

amiata emozioni
Musik & Wein

Einfach im amiataladen abgeben oder bei Ihrer Bestellung per Internet / Telefon vermerken.

Langgasse 16, 9008 St. Gallen
Di bis Fr 16 - 18.30, Sa 12 - 16 Uhr
Tel. 071 250 10 15, www.amiata.ch

Klassiker «Lounge Chair» – unser Angebot ab Lager

Möbel • Lampen
Büromöbel • Textilien
Innenarchitektur
Planung

wohnart
späti egli

Späti Egli AG
Spisergasse 40
CH-9000 St.Gallen
Tel +41 71 222 61 85
info@wohnart-sg.ch
www.wohnart-sg.ch

STADTLADEN
ST. GALLEN
Biologische Lebensmittel

Katharinengasse 12 | Tel/Fax 071 244 20 55 | www.stadtladen.ch

BARATELLA
Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

und lebendiges Quartier mit Nischen für Kleingewerbe, Freizeit, Kunst und Kultur sein. Bereits heute zieht der Platz jährlich mehr als 200'000 Besucher an – Entwicklungspotential ist vorhanden. Der Mietermix soll durch Ansiedlung von weiterem Kleingewerbe aus Kultur und Kunst ergänzt werden. Weiter wurden verkehrsberuhigende Massnahmen, eine gute Signaletik, eine bessere Beleuchtung des Aussenraums sowie die Anbindung an den öffentlichen Verkehr vorgeschlagen. Die Gebäude sollen energetisch saniert werden.

Umstritten jedoch ist, ob auf dem Areal Wohnungen geschaffen werden sollen. Viele wünschen sich Wohnraum, der sich ins Ganze einfügt, zum Beispiel Wohnateliers. Verschiedene Meinungen gab es auch zum Thema, wie die Mitsprache der Mieter aussehen könnte. Während die einen sich ein grosses Mitbestimmungsrecht wünschen, sehen andere darin nur einen Aufwand, den sie nicht leisten können oder wollen. Und nicht zuletzt hat auch die neue Besitzerin ihre eigenen Vorstellungen davon.

Der nächste Schritt ist die Ausarbeitung eines Nutzungskonzeptes als Grundlage für die Weiterentwicklung des Areals. Und es ist durchaus möglich, dass der Lagerplatz zu einem Zukunftsprojekt wird mit einer Ausstrahlung weit über Winterthur hinaus.

MANUEL LEHMANN, 1974,
ist Vorstandsmitglied im Arealverein Lagerplatz.

THURGAU

Abrasieren, was geht

Waschen, schneiden, föhnen gibt es in Frauenfeld für zirka neunzig Franken. So viel bezahlen Frauen. Als Mann gibt es die gleiche Dienstleistung für ein Fünfzigernötli. Was zählt: Sex oder Gender? Da lobe ich mir mein Haarschneidegerät (aus dem Interdiscount als Aktion für knappe achtzig Franken), womit ich mir alle zwei Wochen die Frise abfräsen kann. Dem Thurgau würde ich manchmal nur allzu gerne alles abhauen, radibutz alles weg, vor allem die alten Zöpfe. Alle zwei Wochen, damit die neuen Zöpfe keine Zöpfe werden. Und zur Rundumreinigung dann auch noch zum Zahnarzt, der könnte dem Thurgi alle faulen Zähne ziehen, auch diejenigen, die erst das Potential für Fäulnis haben, also alle. Besser zuviel als zuwenig. Irgendwann muss ja jeder gehen. Das tut auch gar nicht weh, denn das riesige Maul bleibt noch einige Zeit taub. Trinken kann man in dieser Zeit zwar nur durch ein Röhrli. Dafür hat es auf den neuen Zähnen auch wieder viel Platz für intellektuell wirkende Rotwein- und Nikotinablagerungen.

Und wenn es sein muss, rasiert man halt auch das Bettenhochhaus des Kantonsspitals Frauenfeld ab. Markus Landert, Direktor des kantonalen Kunstmuseums, bezeichnete das Hochhaus in der Thurgauer Zeitung als Landmarke. Nirgends sei Frauenfeld städtischer. Er hat recht. Da haben also Thurgi-Park und Business-Tower erst eine Chance, wenn die S-Bahn-Haltestelle Frauenfeld-Ost steht, 2027 oder so. Und dann sagte er, das Spitalhochhaus werde seiner Radikalität wegen von der Bevölkerung nicht geliebt. Ich jedenfalls finde das Spital ganz okay. Ich war mal an einer Ärzteparty auf einem der etwas kleineren «Schwesterhäuser». Haus Ara oder Haus Beo, ich weiss es nicht mehr. Da gab es Wodka mit Brausepulver. Die deutschen Ärzte waren trinkfest, die Schweizer Pflegefachfrauen wurden mit jedem Glas schöner. Spätnachts gingen wir Sonnenblumen pflücken. Aber wenn das Spital wegkommt, ist ja auch wieder Platz für Neues, noch Radikaleres. Das ist die Hoffnung. Und dann kann man sich wehmütig an diese Landmarke erinnern und Sonnenblumen pflücken gehen.

MATHIAS FREI, 1980,
Student, Kulturveranstalter, Slampoet und Texter.

APPENZELL

Am End de Wölt

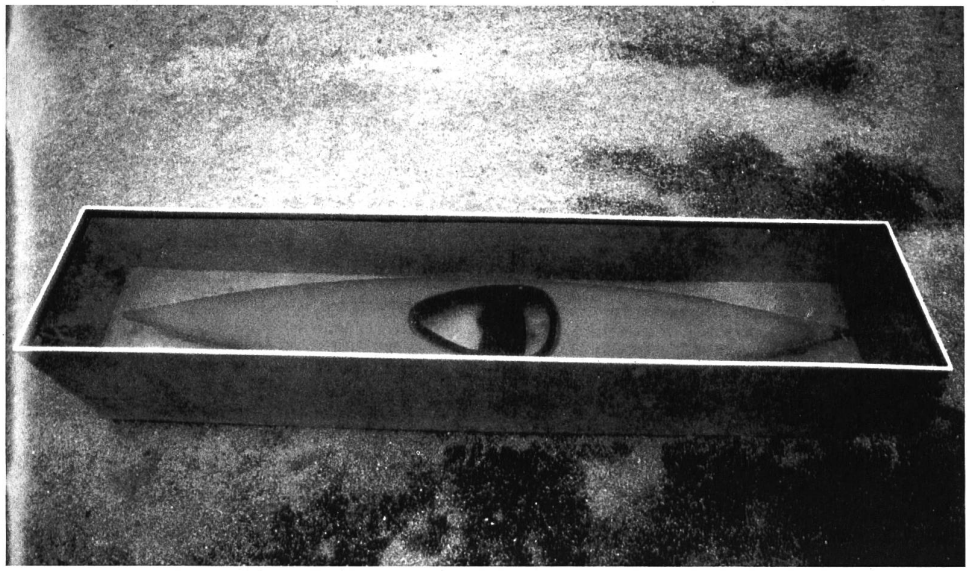
Vielleicht sollten alle zum Jahresende einen Ausflug ans Ende der Welt machen. Jeder und jede für sich allein. Dort tüchtig einatmen, innehalten und zur Ruhe kommen. Sich in Gedanken in einen roten Kajak setzen, Unterwasserfahrten unternehmen, Abenteuer bestehen und dann voller Ideen langsam wieder auftauchen – das Ende ist gleichzeitig ein Neubeginn.

Das Ende der Welt liegt im Gebiet Glandenstein im Weissbad. «End de Wölt» heisst dieser Ort im Volksmund. Hier experimentierten wir früher mit Feuerstellen und Bratwürsten, stauten den Bach und bauten Steinberge. Im Sommer badeten wir im kühlen Wasser, im Winter liefen wir Schlittschuh auf der wunderbaren Natureisbahn. Es gibt bestimmt viele solcher Weltenden. Magische Orte, Herzorte, Gegenden, wo man sich geborgen und aufgehoben fühlt, an denen die Stille nie bedrohlich ist. Immer sanft, meistens am Wasser gelegen.

Der rote Kajak liegt jetzt vor dem Hotel Hof Weissbad: eine Skulptur von Roman Signer. Am liebsten würde ich diesen Kajak entführen, mich reinsetzen und losfahren, auf den Wassern des Wissbachs erst, dann rein in die Sitter, runter Richtung Kubel, und dann immer weiter und weiter bis zum Meer. Zur Vernissage von Signers Kajak sind sehr viele Leute gekommen und man musste das «End de Wölt» plötzlich mit allen teilen. Und da ich diesen Ort lieber für mich alleine habe, damit die Träume Raum bekommen, bin ich nicht so lange dort geblieben. Den Kajak konnte ich leider nicht mitnehmen, er liegt unter einer dicken Glasdecke in einer Art Brunnentrog direkt vor dem Eingang zum Hotel. Noch einmal lange betrachten, mit den Händen über die Glasschicht streichen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, im Zoo ein wildes Tier durch die Gitterstäbe hindurch am Hals zu kraulen. Verboten und gefährlich, fremd und vertraut zugleich. Verbündete draussen in der Kälte.

Das blaue Fass im Foyer des Hotels gleicht eher einem bunten Vogel, der auf einer Stange sitzt und den Leuten nachplappert. Steht schön in der Wärme, wird umkreist und bewundert, gehört seltsamerweise aber doch zum Interieur. Der Kajak hingegen liegt still, geheimnisvoll und irgendwie verloren draussen vor der Tür. Als ich wegging und noch einmal zurückschaute, da schien es mir, als hätte sich der Kajak im Kasten bewegt. Ich fuhr nach Hause, kochte ein thailändisches Gericht und da schwammen zwei kleine rote Chilischoten drin, schaukelten wie zwei winzige Kajaks oder Fischlein und zwinkerten mir zu.

CAROL FORSTER, 1961,
führt den Bücherladen in Appenzell.



Roman Signers Kajak vor dem Hotel Hof Weissbad. Bild: Aleksandra Signer

Triebwerk über der Stadt

Ein brieflicher Aufruf zum Besuch der Sandstein-Skulptur von Peter Kamm auf Drei Weieren.

Mein lieber G. in B.,

Lange her! Wann warst du zum letzten Mal hier? War das, als Raymond Pettibon seine Wand mit heiligen amerikanischen Sportlern bei Hauser und Wirth in der Lokremise malte? Oder als David Thomas mit Pere Ubu zum ersten Mal im Palace auftauchte? Du sagst ja, die Kunst und der See könnten dich in den Osten bewegen, aber gell, drei Stunden mit dem Zug, das ist viel in der Schweiz. Dabei stammt deine Mutter aus dem Arbeiterquartier von Rorschach, Herrgott! Man kann nur hoffen, der SC Brühl steigt in die NLB auf, dann wärst du mit Biel wenigstens ein Mal im Jahr hier ...

*

Aber ich will dir Kunst überm See ans Herz legen: einen Stein. Einen grandiosen Stein. Vom mutmasslich letzten grossen Steinbildhauer in der Schweiz, Peter Kamm, Jahrgang 1958, der mit jenen autonomen Bewegungen, die dich auf die Volkswirtschaft und später in die rote Druckerei und zum Stadtkino gebracht haben, bei der Kunst gelandet ist. Aus Widerspruch – mit dem Nein, das der Grund ist. Aber wir müssen die Theorie nicht bemühen. Denn dieser Stein spricht für sich selber, er strotzt und bohrt und treibt und wuchert, dass es eine Freude ist, jawohl, auch Nein zu sagen. Und dies am schönsten Ort über diesem St.Gallen, den man sich vorstellen kann. Dort, wo alle joggen und laufen, schnaufen und schauen; einem Aussichtsort, dem sich keiner entziehen kann.

*

Am besten fahren wir mit dem Schluchtbähnchen hoch und laufen den Höhenweg Richtung Osten, bis wir zu einer mächtigen Linde kommen, es ist die «Schillerlinde» mit Inschrift «Gepflanzt von der dankbaren Jugend. 9. Mai 1903.» Kein Witz. Denk jetzt nicht an die unheimliche Vorkriegsjugend in «Das Weisse Band», wir waren hier in der Schweiz. Nebenan jedenfalls liegt der Stein, auch der hat ein Täfelchen: «nicht pflanzen – stechen. Peter Kamm Eifelsandstein 2009.» Ein unglaublicher Riese, ursprünglich zwanzig Tonnen, nach zweijähriger Arbeit noch elf Tonnen; zwei Jahre, in denen der Bildhauer dem Stein das erzählte Leben, den Stachel der Geschichte eintrieb. Gegen den Tod, oder vielmehr gegen den Ablauf der Zeit jenes inzwischen verstorbenen Freundes, der den Stein gestiftet hat; Peter Bührer, ein Schaffhauser in St.Gallen, wie es mit diesem Humor und dieser Grossherzigkeit sonst keinen gab. Die Lebensadern, die der Stein heute zeigt, das sind seine.

*

Vor diesem Hintergrund ein paar Sätze, die Kamm 1986 – derweil wir in Fribourg The Jesus And Mary Chain hörten? – in Rom auf Schellack «tätowierte»: dass Körper lange Ketten bilden; dass die Geister uns begleiten; dass wir kleine und grosse Fallen stellen; dass der Korridor offen bleibt; dass jetzt der Himmel ganz wird; dass die Tiere mit uns sprechen; dass der Zusammenhang im Traum erscheint ... Sätze, die für diesen Stein sprechen. Der aus dem Feuer des Meers an die Himmelsdecke gekracht ist. Einen Meteoriten nannten ihn die drei älteren Jogger, die vorbeikeuchten, als ich an einem föhnigen Novembertag dort war. Man darf in ihm einen Schwellkörper erkennen. Oder ein Triebwerk, eine Ur-Rakete, längst gezündet, aber wie ein Vulkan noch aktiv, mit vielen Ein- und Ausgängen.

*

Ich weiss nicht, wie die Kids in den nächsten Sommern auf diesen Wahnsinnsstein reagieren werden. Vielleicht werden sie ihn cool finden und allerhand probieren, zum Beispiel ihre Organe in die Öffnungen stecken. Oder ihre Wut und ihre Drogen. Er wird keine Antwort auf ihre Leere geben, aber vielleicht eine Ahnung vom Lauf der Zeiten. Wenigstens. Und wenn sie vom Platz, wo er liegt, in die Weite schauen, werden sie eine undefinierte Sehnsucht kriegen. Wie wir sie als Jugendliche am Seeufer in Rorschach kriegten, im Nebel, aber auch in sternenklaren Nächten. Eine Ahnung vom Welt-Meer, und vom Welt-Raum. Und die Kids werden merken, dass ihnen die Welt zu Füssen liegen könnte.

*

Du musst ihn sehen, um zu verstehen. Wir können runterschauen, auf die unmögliche Faltenstadtanlage, und rüber, auf den Hügel der Reichen und die sogenannte Universität. Spital, Silberturm, Espenmoos sind nah, und dann hinten der See, endlich. Wir müssen nicht allzu lange bleiben, sondern fahren dann weiter nach Arbon, das ebenfalls im Oktober einen Kamm-Stein hingepflanzt, oder hingestochen hat, aufrecht vor dem Pavillon am See. Und von der Saurerstadt, wo Kamm sein Atelier hat, weiter nach Rorschach, natürlich. Auch dort, ein schön verwitterter Kamm, vor dem Haus von Walter und Hannelore Fuchs ...

*

Ist übrigens die erste Kamm-Skulptur im öffentlichen Stadtraum St.Gallens. Die wussten wohl nicht, oder hatten Respekt. Ein solcher Brocken in der – laut der Zielvorgabe des Polizeichefs – «saubersten und sichersten Stadt im Bodenseeraum»? Wo denn? Wohl sind manche froh, dass dieser Stein nun nicht in der «City», sondern draussen in der Natur wuchert. Aber man könnte sich Ableger schon auch in den Strassen vorstellen; vielleicht dereinst auf dem Bahnhofplatz, wenn die Post zur Superbibliothek geworden ist. Den Kids dürfte es eh egal sein, auf welchen Belägen sie sich die Birne wegsaufen, ob Asphalt, Kies, Wiese oder auch Gummigranulat.

*

Sorry, ich bin fahrig, aber lass dir das noch sagen: Alle meine Freunde und Bekannten sind restlos begeistert. Der Schauspieler Marcus Schäfer schrieb mir am ersten Samstag nach der Stein-Setzung nach Basel: «Jeder muss den Stein anfassen, richtig Betrieb heute!» Schäfer, aus Braunschweig eingewandert, ist übrigens der Typ, mit dem ich zu Zeichnungen Kamms in Kreuzlingen einen Maldoror-Text vertonte. Er las die Haifischwerdungs-Passage, irrer Stoff, ich strich ein paar

schräge Stromgitarren-Akkorde mit Obertönen, wir endeten im Meeresrausch. Und hernach servierte Richard Tisserand, der Vernetzer im dortigen Kunstraum, die verdammt nochmal besten Muscheln, die ich lebenslänglich je genoss. Tisserand müsstest du kennenlernen! Und noch viele hier draussen ...

*

Eigentlich sollten wir Musik mitnehmen, wenn wir zum Stein gehen. Mahlstrom-Schrundenmusik wie My Bloody Valentine, This Heat, Tortoise. Oder ganz einfach Michaela Melians «Stein». Und schweigen, und reden. Warst nicht du es, der mir zum Vierzigsten jenen Text aus dem Parco Giardino Sigurta bei Verona geschickt hat, «Vom Stein der Jugend bei der grossen Eiche», mit seinem Aufruf zur Phantasie, zum Überwiegen des Mutes über die Zaghaftigkeit und der Abenteuerlust über die Liebe zur Bequemlichkeit. Wonach man nicht alt werde, weil man eine bestimmte Zahl von Jahren gelebt hat, sondern nur, wenn man sein Ideal aufgibt. Wenn die Jahre ihre Spuren auf den Körper zeichnen, so zeichnet der Verzicht auf die Begeisterung sie auf die Seele. Die Strophe zum Schluss ist eine dringliche Warnung: Wenn alle Fasern eures Herzens zerrissen sein werden und wenn sich auf ihnen der Schnee des Pessimismus und das Eis des Zynismus gehäuft haben werden, erst dann werdet ihr alt sein und möge sich Gott eurer Seele erbarmen.

*

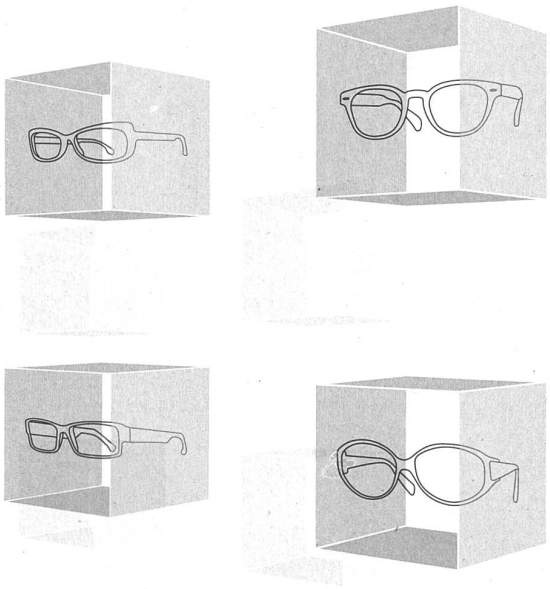
Sorry, ich bin lang geworden. Aus Begeisterung. Millions Now Living Will Never Die. Die Insekten sind schon da, unzählige Käfer kriechen auf der Haut des Steins, Marienkäfer mit zu vielen Punkten, es sind wohl diese fernöstlichen. Wann kommst du?

Dein Soul-Stone-Mate,
Marcel Elsener

PS: Das Bild ist von Peter Dörflinger.

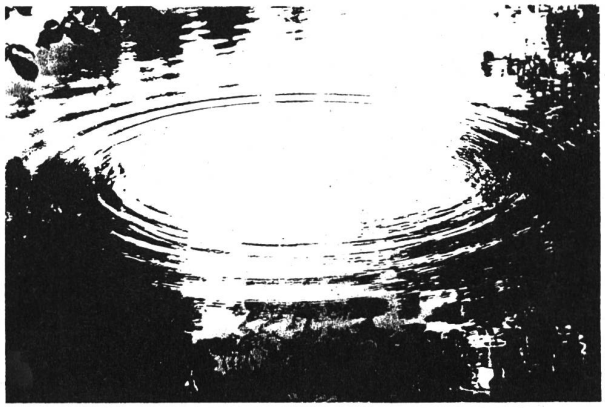
viegener optik

vision care center | st.gallen



viegener optik | vision care center | schmiedgasse 35 | 9001 st.gallen
t 0800 82 11 44 | f 071 223 54 05 | info@viegener.ch | www.viegener.ch

Wir installieren Wasser.



Heinrich Kreis

Beratung, Planung
und Ausführung
sämtlicher
Sanitäraufgaben
Reparaturservice
Moosstrasse 52
9014 St.Gallen
Telefon 071 274 20 74
Telefax 071 274 20 79

kreis
wasser

klubschule
MIGROS

Lässt Herzen höher schlagen!

Programm Musik & Kultur jetzt bestellen!

Beratung und Anmeldung:
Musik & Kultur
Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2
9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00
musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch

Metzgergass 26
9000 St.Galle

Der Rundbau ist auf der Zielgeraden

Die Lokremise wird die kulturelle Stadtlandschaft St.Gallens verändern. Ein Vorgeschmack.

von ANDREAS KNEUBÜHLER

Bild: Stürm und Wolf Architekten

Im leeren Rundbau stehen schwere Baumaschinen, aus dem Betonboden ragen Armierungseisen – eine Baustelle mehr in dieser Stadt des permanenten Umbaus. Über die Lokremise wird schon so lange diskutiert und nachgedacht, dass dabei beinahe in Vergessenheit geraten ist, was da entsteht. Die Initialzündung passierte 2004, als Hauser und Wirth mit «My Medinah» von Jason Rhoades ihre letzte Ausstellung veranstalteten. Der Kunstkonzern aus Zürich hatte den Rundbau wachgeküsst und eine Lücke hinterlassen, die nicht ignoriert werden konnte. Es spielte noch mehr zusammen: Einige Monate vor dem Rückzugsentscheid war beim Kanton mit der Pensionierung von Walter Lendi die jahrzehntelange kulturpolitische Eiszeit zu Ende gegangen. Es folgte Hans Schmid, der, bevor er sich in einen Engadiner Hotelier verwandelte, diverse Prozesse in Bewegung setzte, unter anderem auch denjenigen für die Lokremise. Dazu kam, dass die Politik Kultur als Standortfaktor entdeckte, dazu kam, dass sich die finanzielle Situation des Kantons massiv verbesserte.

Mehr von allem

Dies alles führte dazu, dass für einmal keine unselige Public-Private-Partnership lanciert werden musste, sondern ein Projekt der öffentlichen Hand die kulturelle Stadtlandschaft verändern wird. Ganz nebenbei konnten diverse Fliegen mit einem Schlag erledigt werden. Ein Denkmal der Eisenbahnzeit wird gerettet, das nicht einmal unter Schutz stand. Drei etablierte Kulturhäuser können ihre Platzprobleme lösen, nachdem andere Anläufe – Erweiterungsbau des Kunstmuseums, Mummenschanztheater – gescheitert waren.

Momentan laufen rund um die Lokremise die Vorarbeiten, nebst anderem Gespräche zwischen Kunstmuseum, Theater und Kinok. Details zu Programmen und Veranstaltungen bleiben jedoch noch unter Verschluss. Bekannt sind allerdings die groben Umrisse. Das Tanztheater konnte sich bereits während des Provisoriums in der Lokremise etablieren. Ab Herbst 2010 soll weit mehr geboten werden. Das Theater verfügt dann über zwei Säle mit entsprechender Technik: Nebst Tanztheater wird auch Schauspiel und Musiktheater veranstaltet. Mehr gibt es auch vom Kinok. «Täglich zwei Vorstellungen in einem schönen Kinosaal», fasst Sandra Meier die Aussichten zusammen. Man sei «näher bei den Leuten» und könne deshalb Programmschienen wie diejenige mit Filmklassikern ausbauen. Möglich werden auch neue Formen wie Lunch-Kino, allerdings erst, wenn die nahe Fachhochschule mit ihrem potenziellen Publikum in Betrieb ist.

Einzigartiges Kunstlabor

Für das Konzept des Hauptraums ist das Kunstmuseum verantwortlich. Dass die Ausstellungsräume besondere Ansprüche stellen, belegten jeweils auch die aufwändigen Installationen von Hauser und Wirth. Deckenhöhen von acht Metern verlangen ungewöhnliche Ideen. «Sicher werden wir dort nicht unsere Sammlung zeigen», sagt Kurator Konrad Bitterli. Die Lokremise werde Raum bieten für Kunst, die sonst nirgends Platz finde. Als Beispiel nennt er die Installation «Bergsturz» von Roman Signer. Es sollen Ausstellungen mit Laborcharakter gezeigt werden, solche, die mit der Vernissage noch nicht abgeschlossen sind, sondern sich danach weiterentwickeln. In der Lokremise werde etwas entstehen, das kein anderes Haus in der Schweiz zeige, kündigt Bitterli an und nennt als Vergleiche etwa das OK Centrum in Linz, das sich als Experimentallabor in Sachen Kunst versteht. Geplant sind weitere Angebote für «Artists in Residence»: Kunstschaffende sollen eine Wohnung im Badhaus beziehen und in der Lokremise produzieren können. Das Gebäude sei schliesslich früher eine Werkstatt gewesen, erinnert Bitterli.

Die Frage nach der Gastronomie in der Lokremise, ist noch zu klären. Das Gastroangebot wird das Herzstück des Projekts, weil es neben der Architektur die Stimmung und Atmosphäre definiert. Kein Wunder, ist die Suche nach einer geeigneten Beizer-Crew schwierig. Es braucht jemanden, der eine mögliche Durststrecke bis zur Eröffnung der Fachhochschule durchhält, der bereit ist, an einem Dienstagabend im November die Bar des Kinok zu betreiben und einige wenige Abendessen zu servieren, um dann einige Tage später bei einer Premiere des Theaters einen Grossandrang zu bewältigen.

Noch bleibt Zeit, die Eröffnung der Lokremise ist erst im Herbst 2010. Bei einem nächsten Baustellenbesuch lässt sich vielleicht bereits erahnen, wie der Innenausbau aussieht, bald werden die Informationen über Ausstellungen, das Programm von Kino und Theater konkreter – und die Vorfreude wird steigen. ■

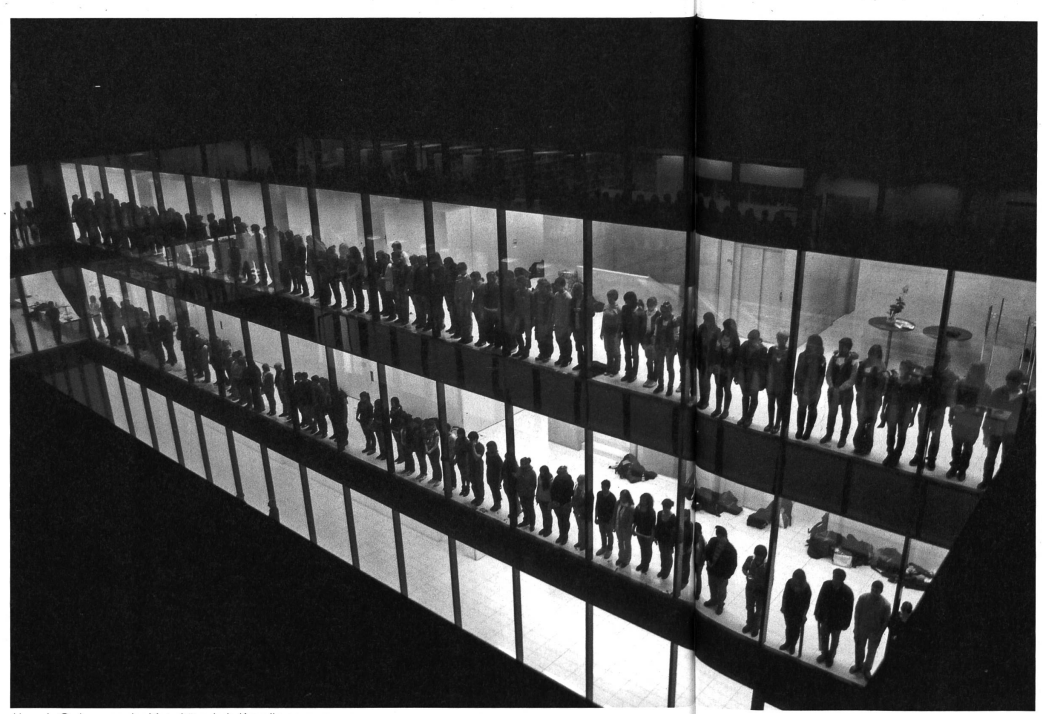
Mit Joghurtkanone auf die Schule geschossen

Ende Oktober fand in Trogen und Kreuzlingen gross angelegte Kunstvermittlung statt. Über 400 Jugendliche kennen nun Roman Signer. Der Mittelschüler *SIMON KOPP* berichtet.

«Abstrakte Malerei und atonale Musik traten auf den Plan und drehten die Wirklichkeit durch den Wolf, bis sie nicht mehr wiederzuerkennen war. Selbst Goya wäre in Seenot geraten, wenn er versucht hätte, auf der neuen Kunstwelle zu segeln. Len und ich schenkten dem ganzen Zeug die Aufmerksamkeit, die es verdiente, aber auch keinen Deut mehr», schreibt Bob Dylan in seinem autobiographischen Werk «Chronicles» über damals. Damals, als die «neue Kunstwelle» noch provokant war und schockierte.

Heute schockiert Kunst kaum mehr, und wenn, dann nicht so, dass die Jugend davon beeindruckt wäre. Sogar autoaggressive Performance-Kunst, wie sie zum Beispiel der Österreicher Wolfgang Flatz betreibt, kann nicht so viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen, dass die Jungen von dessen Schaffen Wind bekämen. Und würde das Treiben eines solchen Künstlers tatsächlich bis zu den Teenagern durchsickern, würden seine Performances kaum für grosses Aufsehen sorgen. Selbst suizidaler und selbstzerstörerischer Aktionismus kennt die heutige Jugend zur Genüge aus ihren Popkultur-Studien. Neben der morbiden Cover-Story von Mayhems Bootleg-Veröffentlichung «Dawn of the Black Hearts» sieht Flatz' Kuhabwurf über dem Prenzlberg aus wie ein humoristischer Kinderstreich.

Wie sollen wir auf moderne Kunst aufmerksam gemacht werden, wenn selbst Provokation nicht mehr reicht? Das Kunsthaus Zug nimmt sich diesen Erziehungsauftrag zu Herzen und stellt zu jeder Ausstellung ein Kunstvermittlungsprogramm auf die Beine, das versucht, das Werk der jeweiligen Kunstschaffenden leicht süffisant zu illustrieren. Das Kunsthaus Zug stellt zurzeit die grösste Schweizer Sammlung von Roman-Signer-Werken aus und vermittelt wurde in erster Linie an Mittelschüler. An erstaunlich viele Mittelschüler sogar.



Absurde Ordnung an der Maturitätsschule Kreuzlingen. Bild: Simon Kopp

Die generöse Schenkung

Roman Signer, geboren 1938 in Appenzell, besuchte die Schulen für Gestaltung in Zürich und Luzern sowie die Akademie der Künste in Warschau. Seit den späten achtziger Jahren ist sein Name in der internationalen Kunstszene ein fester Begriff und seit der Veröffentlichung des genreüberschneidenden Films «Signers Koffer» der Schweizer Kunstexport überhaupt. Genreüberschneidend ist der Film deshalb, weil er sowohl als Dokumentation von Signers Arbeit verstanden, als auch als Kunstfilm gesehen werden kann. Signers Werk wird oftmals auf die Bezeichnung «Zeitskulptur» oder «Aktion» reduziert, obschon der Künstler seine Arbeiten selber «Ereignisse» nennt. Roman Signer experimentiert mit den verschiedenen Elementen und physikalischen Phänomenen in seinen «Ereignissen», die den Anspruch verfolgen, eine beinahe ausschliesslich ästhetische Wirkung auf den Betrachter auszuüben. Der englische Philosoph Simon Critchley sagt: «Den Kritiker lässt der Verdacht nicht los, eine ‹erklärte› Zeitskulptur könnte eine missverstandene Zeitskulptur sein.» Eine Botschaft transportiert die signerische Zeitskulptur aber mit einer hart-neckischen Konstanz. Da die lapidaren Ereignisse mit der «4. Dimension», der Zeit, spielen, ist die Vergänglichkeit allgegenwärtig.

Das Kunsthaus Zug bekam eine überaus umfangreiche Sammlung von Signer-Werken geschenkt. Das Zuger Ehepaar Peter Kamm und Christine Kamm-Kyburz waren bereits begeisterte Kunstsammler, als sie ihr erstes Werk Signers, das «Portrait», erstehen. Bald sind sie auf «du-und-du» mit dem Künstler und erwerben eine beträchtliche Vielfalt von Skizzen, Filmen, Installationen und Objekten. Als der Kauf eines Werkes zur Debatte steht, das Signer ausschliesslich für die Präsentation in einem Museum zum Erwerb freigibt, entscheidet sich das Sammlerpaar, die Videoinstallation zu erhandeln und mitsamt den übrigen Signer-Werken, die sich über die Jahre anhäuft hatten, dem Kunsthaus Zug zu schenken. So kam das kleine Museum in den Besitz der grössten Signer-Sammlung schweizweit. Anfang 2008 starb Peter Kamm überraschenderweise.

Artistisches Happening

Die Zuger Kunstvermittlungszuständige, Sandra Winiger, übergab die konzeptionelle Führung im Falle der Ausstellung von Roman Signer weitgehend in die Hände des Thurgauer Performance-Künstlers René Schmalz. Dieser überlegte sich, wie man Signers Werk publik machen und dabei vor allem die Jugend ansprechen könnte. Dabei kam er auf die Idee, eine Kollaboration der Pädagogischen Maturitätsschule Kreuzlingen und der Kantonsschule Trogen im Sinne eines artistischen Happenings zu bewerkstelligen. Dadurch wird erstens die Kunst Signers vermittelt und zweitens besteht die Möglichkeit, soziale Kontakte über das bekannte Schulnetzwerk hinaus zu knüpfen. Die weitere Planung der Umsetzung des Happenings lag dann in der Macht der jeweiligen Fachlehrer der Mittelschulen.

Die Idee wurde an den beiden Schulen auf verschiedene Weise in Angriff genommen. Die Kantonsschule Trogen entschied sich dafür, ausschliesslich die Schüler des themenübergreifenden Schwerpunktfaches «Musik und Bildnerisches Gestalten» an den Aktionen teilhaben zu lassen. Unter der Leitung von Werner Meier und Jürg Surber beschäftigte sich die relativ kleine Schülergruppe mit der Frage, was das Werk Signers bewege, und was er zum Ausdruck bringe. Der Alltag spiele in seinem Schaffen eine wichtige Rolle, war schliesslich das Resultat der Beobachtung. Das Subjekt «Alltag» hat die Schwerpunktklasse dann auch als Kernthema für ihre Aktion genommen. Das Resultat aus den Überlegungen lässt sich sehen: Ein gut zwanzigminütiges Stück namens «Rucksack» haben die Trogener auf die Beine gestellt, geprobt und aufgeführt. Dabei handelt es sich in keinster Weise um eine Übertragung von Signers Kunstform der «Zeitskulptur» oder des «Ereignisses», sondern vielmehr um eine Melange aus Performance, Choreographie und Dramatik.

Grössenwahnsinnige Performance

Bei der Lehrerschaft der pädagogischen Maturitätsschule Kreuzlingen übernahmen die beiden Fachlehrkräfte Dieter Jordi und Daniel Gemperli die Federführung des Projekts. Anders als in der Kantonsschule Trogen planten die beiden nicht in erster Linie eine Aktion im kleinen Rahmen, sondern, wie René Schmalz es nannte, eine geradezu grössenwahnsinnige Performance. Die ganze Schule sollte daran teilnehmen, jeder einzelne Schüler eine Rolle spielen. Dieter Jordi schrieb ein einfaches Konzept mit einigen wenigen Regeln, die es zu beachten galt. Es wurde von den Schülern verlangt, selbständig eine «sehr kurze und sehr laute Aktion» zu planen, die ohne grossen Aufwand vorgeführt werden konnte. Die Fachlehrer für Musik, Kunst und Werken wurden dazu angehalten, den Schülern den Künstler skizzenhaft zu präsentieren und eventuell den Film «Signers Koffer» mit ihnen anzusehen. Die einzelnen Aktionen wurden an einem einzigen Nachmittag geprobt und in einen über Mobiltelephone organisierten Ablauf gebracht.

Aufgeführt wurde die Performance im neuen Gebäude M. Dieses Schulhaus zeichnet sich durch architektonische Spielereien aus, ohne welche die Aktion nicht ausgekommen wäre. Das Gebäude verfügt über einen offenen Innenhof, aus dem man in die Korridore der Schule blicken kann, und in ebendiesen Korridoren wurde präsentiert. Per Handy gab man einer anderen Gruppe das Zeichen, dass es an der Zeit war, die Performance zu beginnen. Alle, die nicht in Bewegung waren, standen still und steif an der Scheibe, was der Aktion eine absurde Ordnung verlieh, während drei Meter weiter Joghurt mit einer Kanone an die Fensterscheibe geschossen wurde. Zu betrachten war das ganze Spektakel aus dem Innenhof, wodurch die akustischen Aktionen von Filtern – den Fensterscheiben – gedämpft wurden. Diese Begebenheit gab dem Happening den treffenden Namen «Waben und Filter».

Dies war aber nur das eine Projekt von Dieter Jordi und Daniel Gämperli. Auch sie sind Lehrkräfte für ein Fach, das sich mit der Beziehung von Musik und Bild beschäftigt, das Matura-Schwerpunktfach für multimediale Künste. Mit dieser Klasse arbeiteten die zwei seit dem Sommer 2009 an audio-visuellen Konzepten zu Signers Schaffen. Als Vorlage wurden zuerst Dieter Schnebels Konzepte für das Museum Of Modern Art in New York analysiert und selber umgesetzt. Später galt es, anhand von Skizzen, die Signer Ende der achtziger Jahre produziert hatte, selber Geräuschpartituren zu entwerfen.

Aufstand an der Mittelschule

Ein erstaunlicher Aspekt der Veranstaltung, von welchem das ausserschulische Publikum nichts mitbekam, war, dass sich die Schülerschaft der Pädagogischen Maturitätsschule Kreuzlingen erst vehement gegen die Aktion gewehrt hatte. Die Schüler wurden nicht gefragt, ob sie bereit wären, an der Aktion teilzunehmen, sondern der Entschluss wurde am Konvent gefällt. 350 Schüler der gut 450 Eingeschriebenen der Schule unterzeichneten eine Petition, die eine Kompensation für die Freizeit forderte, die für das Happening aufgebracht wurde. Selbstverständlich wurde diese abgelehnt.

Eines bewies die Petition aber unbestritten: Kunst löste bei wenigstens 350 Ostschweizer Jugendlichen eine Reaktion aus und Kunst wusste endlich einmal wieder zu provozieren. Alle Schüler, die an dieser Aktion zu Ehren Signers mitgewirkt haben, kennen zumindest seinen Namen, auch wenn sie ihn vielleicht nicht unbedingt mit der schönsten Aktivität ihres Lebens verbinden als vielmehr mit dem mühsamen Abend, an dem man «gezwungen» wurde, an einer künstlerischen Aktion mitzuwirken. Somit kann man durchaus behaupten, dass Kunst erfolgreich vermittelt wurde. Wenigstens sind die Mittelschüler jetzt imstande, zu sagen, dass sie der modernen Kunst nicht mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als sie in ihren Augen verdiene. Im Vergleich zur Unwissenheit, was neue Kunst zu bedeuten habe, ist dies ein wesentlicher Fortschritt.

Nicht nur der Name, sondern vielleicht auch wirklich die Kunst, wurde den Schülern vermittelt, die in den Klassen für multimediale Künste oder Musik und bildnerisches Gestalten ihre Matura anstreben. Sie haben sich intensiv mit dem Schaffen des Künstlers Signer Beschäftigt und zum Teil sogar versucht, das Wesen seiner Werke zu transportieren. ■

El Libertador: Kolumbiens grösster Held Simón Bolívar. Bilder: Rahel Landolt

Entführte Busse trüben die Sicht

von RAHEL LANDOLT

Um halb acht wache ich auf. Das Brummen des Ventilators, die Hitze und die Italienerinnen im Nebenzimmer stören den Schlaf. Ich bin in Cartagena am Karibischen Meer, der schönsten Stadt Kolumbiens, vielleicht sogar ganz Südamerikas. Zur Kolonialzeit wurden hier Waffen, Werkzeug, Textilien und Pferde verkauft und Gold, Silber, Perlen und Edelsteine auf die spanischen Schiffe verladen. In der Alten Welt galt Cartagena als die «Perle von Las Indias».

Aus dem Hotel hinaus, vorbei an Germán, dem Wandmaler. Germán steht auf einer Leiter, schattiert mit dem Pinsel das orange Kleid einer Mulattin. Vor ihm hängt ein Zeitschriften-Ausschnitt, woraus er eine Karneval-Szene abmalt. Mindestens vierzig Mal muss er die Vorlage vergrössern, damit das Bild auf der riesigen Wand zur Geltung kommt. Der «Muralismo» als Kunstform entstand in Mexiko nach der Revolution 1920 und verbreitete sich im Laufe des Jahrhunderts in ganz Lateinamerika. Monumentalität ist in Kolumbien – ja auf dem ganzen Kontinent – keine Fiktion, sondern Bestandteil der Kultur und der von Helden geprägten Geschichte.

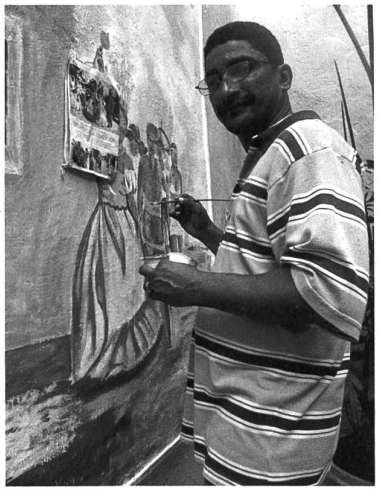
Fantastische Realität

Die auf siebzig Jahre geschätzte Frau, die ich tagein, tagaus in ihrem Schaukelstuhl antreffe, findet Gefallen an der «gringa», die sich für den Künstler und sein Gemälde interessiert. 120 Jahre alt sei sie, erzählt sie mir prompt. Dem Hang zum Fantastischen, Übernatürlichen werde ich noch öfter begegnen in diesem Land, wo Gabriel García Márquez die literarische Stilrichtung des «magischen Realismus» prägte. Überall sind die Leute stolz auf ihren berühmtesten Landessohn, doch den Cartageños hat er mit seinem Roman «Die Liebe in den Zeiten der Cholera» ein besonderes Denkmal gesetzt. Im ausgehenden 19. Jahrhundert verliebt sich der schmächtige Fernando unsterblich in die bildhübsche Fermina. Er irrt durch die Gassen des kolonialen Cartagenas (wobei Márquez die Stadt nie beim Namen nennt), sucht Ferminas väterliche Villa mit den Mandelbäumen im Vorgarten auf, blickt der Angebeteten bei ihrer Abreise ins ferne Europa sehnsüchtig vom Hafen aus nach.

Pissoir neben Billardtisch

Die beiden «prostitutas» gehen am frühen Morgen anscheinend noch nicht ihrer Arbeit nach, dann nämlich würden sie hier, links und rechts vom «salón de billar» sitzen. In jedem noch so kleinen Provinznest Kolumbiens gibt es mindestens zwei solcher Billardhöhlen. Ursprünglich waren es Trink- und Vergnügungsorte, deshalb für Männer und Prostituierte vorbehalten. Es gibt Dinge, die ändern sich nie. In Billardbars sucht man vergeblich nach einer Toilette. An der Wand hängt in der Ecke das Pissoir. Ein Dutzend Augenpaare sind auf die Frau gerichtet, die es wagt, den Raum zu betreten.

Ich wohne in Getsemaní, das Viertel der armen Leute und der Backpacker. Und wenn man statt sieben fünfzehn Franken ausgibt, kriegt man ein Zimmer mit «aire». Diese gibt es allerdings nur im «Centro» innerhalb des elf Kilometer langen Stadtwalls, den einst die Stadtbewohner beziehungsweise deren Sklaven zum Schutz gegen die Piraten errichteten. Die Mauer umringt den noch immer bestehenden historischen Stadtkern und gehört mit diesem seit 1984 zum Unesco-Weltkulturerbe.



Wandmaler Germán.

Jetset vor der Mauer

Durch den Glockenturm trete ich ins Innere der Stadtmauer, in ein Reich von nicht zu erschütternder Gemächlichkeit. Die dreistöckigen, reich verzierten Häuschen haben die Spanier nach der ersten Landung 1533 gebaut. Rosarot, pflaumenblau, eukalyptusgrün und zitronengelb.

Ein Peso die Mango, für dich einen halben, «amiga». Jeder «latino» ein «amigo», alle machen dir einen netten Preis, «weil du mein Freund bist». Der alte schwarze Mann lächelt, schält die Mango mit einer Zartheit, als wäre deren Haut das Kleid seiner Geliebten. An jeder Ecke gibt es «licuados», Fruchtsäfte mit destilliertem Wasser oder Milch.

Minijupe reicht nicht, der Schweiss rinnt vom Nacken zu den Füssen. Die Mauer ist Schuld. Sie schützte früher vor plündernden Piraten, aber sie hält nach wie vor die kühle Meerbrise fern. Die Hitze verlangsamt den Alltag, aber bald fühle ich mich wohl im neuen Rhythmus. Die Strassen entlangschlendern: hier Läden mit Plastikschuhen und farbigen Billig-Lumpenkleidern, dort teure Boutiquen. Als einzige Stadt Kolumbiens ist Cartagena in grösserem Masse vom weissen Luxustourismus entdeckt worden. Der Jetset logiert abseits der Altstadt in der Hotelzone Bocagrande. Auf einer schmalen Landzunge bilden deren Gebäude die Skyline einer modernen Grossstadt.

Einseitige Vorurteile

Was zu uns über Kolumbien durchdringt, sind Meldungen über entführte Touristenbusse, die Befreiung Ingrid Betancourts aus den Fesseln der FARC und die Konflikte rund um den Drogenhandel. Nun: In Kolumbien zu reisen, ist nicht gefährlicher als sonstwo in Südamerika. Die Kleinkriminalität ist vielleicht sogar geringer als auf dem übrigen Kontinent – Landsleute sagen über ihresgleichen: «Die Kolumbianer sind ‹respetuoso›, ein respektvolles Volk. Sie haben Respekt vor dir und deinem Besitz – es gibt wenige, die dir etwas wegnehmen würden.»

Dem bewaffneten Konflikt zwischen Guerilla-Organisationen, Paramilitärs und staatlicher Gewalt versucht der derzeitige Präsident mit Demobilisierungsprogrammen und erhöhter Militärpräsenz entgegenzuwirken. Die Zahl der Rebellen sank von 20'000 in den neunziger Jahren auf heute geschätzte 8'000. An den Strassenrändern sind auffällig viele Militärs zu sehen, der Bus wird oft inspiziert. Tatsächlich konnte das «ejército nacional» viele Gebiete, die vor wenigen Jahren noch von der Guerilla terrorisiert worden waren, unter ihre Kontrolle bringen.

Hoffen wir, dass die positiven Meldungen hinsichtlich sozialer Konflikte und wirtschaftlicher Situation anhalten und Menschenrechtsorganisationen in Zukunft immer weniger Nahrung für berechtigte Kritik finden. Denn dieses Kolumbien, von inneren Konflikten gebeutelt, vom Rest der Welt vergessen, verbirgt so viel Schönes: freundliche Menschen, Andenkordilleren, sich in den Tälern windende Flüsse, saftiges Grün, guten Kaffee, Pazifik- und Atlantikküste. Sobald der Tourismus dies entdeckt, wird «Colombia» einen mächtigen Boom erleben. Darum noch vorher hingehen.

RAHEL LANDOLT, 1989,
kommt aus Rorschacherberg und studiert Politologie.